

Luft essen, Licht trinken

In der EPA bekam man fast jedes Ding, das man sich wünschte oder brauchte, und vieles lag ausgebreitet vor dir, wovon du bisher keine Ahnung hattest. Die EPA war organisiert wie eine Stadt, jede Etage von Haupt- und Nebenstrassen durchzogen. An einer der Hauptachsen befand sich die Vitrine. Sie war von oben bis unten aus Glas und nachdem ich das erste Mal auf sie getroffen war, hörte sie nicht mehr auf, mich anzuziehen, ich musste sehen, wie ich wieder von ihr loskam. Sie war ziemlich hoch, und sie bot himmlisch duftende Pralinen an. Ich prüfte jedesmal, ob es etwas Neues gab da drin. Ob meine geliebten Mandelsplitter mit Schokoladeüberzug noch vorhanden waren, oder die sündhaft süssen kleinen Marzipankissen auf denen das kleine Stück Ananas lag? Wenn meine Erinnerung stimmt, liess ich mir nur ein oder zwei Mal ein paar der Lusthäufchen einpacken. Zum einen hatte ich nur wenig Taschengeld, zum andern wurde zuhause derartiges nicht gern gesehen. Auch wenn mich jener freundlich leuchtende Glaskasten und seine Düfte dennoch anzogen, und ich die wohlriechenden Dinger in meiner Vorstellung alle kostete, das Fehlen des einen oder andern und jede kleinste Verschiebung in der Auslage immer sogleich bemerkte, musste ich es beim grossen Gucken bewenden lassen. Da aber die Vitrine nicht weit vom Ausgang stand, musste ich an ihr vorbei. Ob dies vielleicht eine der Prüfungen ist, fragte ich mich, die im Religionsunterricht öfters vorkommen?

Ich glaube, ich fange nochmals von vorn an. Mein Besuch in der EPA galt an jenem bestimmten Tag nämlich der Suche nach einem Bilderrahmen. Ohne Bild. Und da es in der EPA alles gab, was man sich wünschte oder brauchte, fand ich das Gesuchte hier zu einem Preis, den mein rotes Portmonnee verkraften konnte. Der Rahmen bestand ganz aus Holz, war dunkel und an den Rändern klebte hie und da ein Tupfer Goldfarbe. Das würde passen.

Ich hatte beschlossen, meiner Mutter ein gerahmtes Bruderklausengebet zu schenken. Meinherrundmeingott hatte ich auf ein Blatt geschrieben. In gotischen Buchstaben. Rot mit schwarz, daran erinnere ich mich. Darunter die ganzen Strophen. Brachte Schnörkel an jedem ersten Buchstaben eines Abschnitts an. Das passt zum Glauben, dachte ich. Glänzte nicht auch unsere Stadtkirche an manchen Ecken mit Schnörkeln und rief sie damit nicht etwa die garnierten Pralinen von der EPA in Erinnerung? Ausserdem war diese Zierschrift damals äusserst beliebt. Wir verzierten am Ende des Schuljahres, wenn wir aus unseren Heften ein kleines Buch binden lassen durften, die Titel der einzelnen Fächer gotisch. Auch in die Poesiealben, die wir in der Klasse herumwandern liessen, war die Gotik eingezogen.

Ich musste mit meiner Arbeit mindestens einmal neu anfangen. Es waren mir Rechtschreibfehler oder Ausrutscher bei der Schrift passiert. Oder die Zeilen liefen krumm übers Blatt. Am Ende war ich dennoch zufrieden und fand einen würdigen Rahmen. Und Mama freute sich, ihre Freude war die Hauptsache.

Ich erinnere mich, dass das Gebet viele Jahre bei ihr an der Wand hing. Sie verehrte den Eremiten im Ranft, Schöpfer von Meinherrundmeingott. Darum beteten wir fast jeden Abend: Nimm alles von mir, was mich hindert zu dir. Es gab, so fand ich, nichts was mich hinderte zu Gott ausser meinem Trotz und der Vitrine in der EPA. Aber so oft und so aufrichtig ich auch flehte, er nahm sie nicht von mir, sie blieben mir treu. Eine andere Strophe lautet: Nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir. Auch dabei war mir unbehaglich. Ich mochte die Vorstellung nicht, mich mir nehmen zu lassen, wusste noch gar nicht, wer ich denn war. Hatte keine Ahnung, was mir genommen würde und was übrig bliebe. Von dem bisschen, von dem ich vermutete, ich könnte es sein, würde ich mich nicht verabschieden wollen. Erst mal wollte ich gross werden. Es war mir durchaus gesagt worden, ich hätte das Gebet als Hinwendung zu Gott, als vertrauensvolle Hingabe an seinen Willen zu verstehen. Als Gleichnis hätte ich es aufzufassen. Dennoch sträubte sich mein Herz, und an der bestimmten Stelle schwieg ich.

Wir unternahmen hie und da Ausflüge in den Ranft. Am meisten war ich immer auf den Stein gespannt. Den Stein, auf den der Heilige beim Schlafen den Kopf legte. Ich war überrascht, als Vater mir erlaubte, es selber auszuprobieren, den eigenen Kopf auf die steinerne Kühle und Härte zu betten. Aber so schlimm, wie man uns dies beschrieben hatte, kam es mir nicht vor. Ich fand, man könnte sich an den Stein gewöhnen. Wäre ich der Einsiedler gewesen, hätte mich viel stärker das Fehlen meiner Federdecke gestört.

Alles in allem war die Klausur recht gemütlich. Ganz aus Holz gezimmert. Die Kammer nicht allzu klein und gut zu bewohnen. Das Haus des Einsiedlers war solide, kein Zweifel. Robuste Zimmermannsarbeit, fein gehobelte Deckenbalken, gut gefügte Bodenriemen.

Ich erinnere mich jedoch, dass irgendetwas mich dennoch verdross. Wie kam ein armer Einsiedler dazu, sich ein so rechtschaffenes Holzhäuschen mit Kapelle zu bauen?. War es vielleicht das, was mir durch den Kopf ging?. Nein, so kann ich nicht gedacht haben. An einem Heiligen durfte man nicht zweifeln, soviel war mir bekannt. Mag sein, ich war auf ein schiefes Hüttchen gefasst gewesen, durch das der Wind pfiff. Es hätte zu meinem Bild vom ausgezehrten Mann mit dem Stein als Kopfkissen irgendwie besser gepasst.

Es gab mir auch unerhört zu denken, dass er nichts und niemals ass. Dass er von Luft und Licht leben konnte. Und zwar über Jahre, wie mir versichert wurde. Das geht, das kann man. Es ist

heute erwiesen. Das Kind aber, das immer wieder vor der leuchtenden Vitrine in der EPA gestanden hatte, im Kampf mit seinen dreissig Millionen Geruchsrezeptoren, begriff nicht, wie einer es aushielt, nicht bloss zu fasten, nicht bloss zu verzichten, nein, am Morgen, am Mittag, am Abend zu hungern, weder Käsebrot, noch Apfel, noch Suppe zwischendurch, nichts zu essen, einfach nichts.

Franziska Greising